Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 154. Bromberg, den 3. August 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dreizehntes Kapitel.

Worin der Kommissar das Gastrecht verletzt und die Bekanntschaft eines höchst ungenießbaren Kollegen macht, Notars Connie mit Schillerlocken traktiert wird und selber was zum besten gibt, während eine chemische Untersuchung die Vermutungen Duporcs auf eine auch für ihn überraschende Weise bestätigt.

Mit beinahe krankhafter Neugierde hatte der Polizeibeamte die männlichen und weiblichen Bedienten ausgehorcht, die alle mehr oder weniger unter dem Eindruck des Mordes und des jähen Abbruches der Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste standen.

Während der Unterhaltung waren eine beträchtliche Menge Skandalgeschichten aufgetischt worden: am wenigsten noch über Artur Rondeel, der bloß eine Freundin in Blumenthal, eine andere in Amsterdam und eine dritte in Brüssel haben sollte — am meisten aber über Fräulein Klothilde, die nichts durchgehen ließ — und die zwar mit dem jungen Jones verlobt war, aber trotzdem unentwegt intensiv mit dem Sekretär ihres Vaters flirtete.

Nächst dem Geist des Bankiers mit dem Kopf Napoleons III. hatte in den Berichten allerlei von prunkvollen Empfängen während der Verlobungszeit und von ausgelassensten Theatervorstellungen unter Leitung von Josephus Vok, mit Klothilde, Kikker und Vok selbst in den Hauptrollen. Bei derartigen Gelegenheiten, hieß es, sei der Sekt in Strömen geflossen.

Vor sechs Wochen, als die meisten Gäste schon abgereist waren, hatte es etwas gegeben, hatte ein heftiger Wortwechsel zwischen dem Verlobten und dem Sekretär stattgefunden, und der Vater der Braut sowie der des Bräutigams hatten sich als verständige Friedensrichter ins Mittel legen müssen.

Der junge Jones war über Jan Kikker wütend gewesen, weil der als Student in der Posse „Charley's Tante" Klothilden, die als Backfischchen allerliebst ausgesehen, auf der Bühne so übermäßig oft geküßt hatte. Es mußte zwar in dem Stücke so sein, und die Gäste hatten auch geradezu gebrüllt vor Lachen, aber im Grunde genommen war es doch ein wenig anstößig gewesen, daß eine Braut sich so wenig ernsthaft gab und mehr Spaß daran fand, Theater zu spielen, als in der Gesellschaft ihres zukünftigen Gatten zu bleiben.

„Morgen früh", dachte Nathan Marius, nachdem er das Licht gelöscht, seiner Gewohnheit gemäß den Browning unter sein Kopfkissen gelegt und dem durch das Fenster hereinlächelnden Monde mit schlaftrunkenen Augen zugenickt hatte, „stehe ich um fünf Uhr auf und sehe mich im Hause noch ordentlich um, bevor ich zum Laboratorium gehe, um vom Ergebnis der Untersuchung der Fingerabdrücke und der sonstigen Funde zu hören."

Er dachte sich das so einfach, zumal er fest darauf rechnete, daß die Bedienten in Abwesenheit der Herrschaften nicht allzu pünktlich zur Stelle sein würden. Allein das Bett hatte Täler und Hügel, eine kleine Dachluke klapperte im Nachtwinde, und — was das schlimmste war — in dem angrenzenden Zimmer schnarchte der Chauffeur so gewaltig, als wolle er im Traum den defekten Motor des Autos mit Gewalt in Bewegung bringen, und als nähme die Maschine immer wieder einen Anlauf . . .

Duporc schnarchte zwar selber kräftig, aber er tat es in der Einsamkeit seiner Behausung und störte niemals einen anderen Menschen damit.

Von anderen war das kaum auszuhalten — eine Qual, eine Pein für die Nerven, wenn man so sehr um den Schlaf kämpfte mit der Absicht, am nächsten Morgen extra früh aufzustehen! Ein paarmal klopfte er gegen die Wand, etwa in Haupteshöhe des so selig Schlummernden. Aber dann sang der Wind sein schönstes Wiegenlied, und dann begann der Chauffeur wieder von neuem mit seinen Rasseltönen.

Vorübergehend glückte es dem Kommissar, einmal einzuschlafen. Aber plötzlich saß er wieder lauschend aufrecht in seinem Bett, in das er mittlerweile immer tiefer eingesunken war, und bildete sich fest ein, daß draußen im Gang jemand liefe und daß eine Hand sich an der Türklinke zu schaffen machte.

„Unsinn", sagte er zu sich selber und legte sich wieder hin. Aber nun war es wirklich kein Irrtum: unten wurde eine Tür zugeschlagen, auf dem Kiespfade der Auffahrt vor dem Hause erklangen Schritte, und ein paar Hunde in der Nähe bellten laut.

Von neuem versuchte Duporc seines angeborenen Argwohns, der schon zur Manie zu werden drohte, Herr zu werden.

„Ich liege hier, um zu schlafen", sprach er unter der Decke, damit ihm der Mondschein nicht lästig fiele; „ich habe einen schweren Tag hinter mir, ich habe auf den Dächern ein gefährliches Abenteuer erlebt und will jetzt von nichts weiter wissen, auch von keinen Geräuschen — sollten sie auch von Einbrechern herrühren, die etwa Lust verspüren, unten alles aufzuräumen oder hier oben an meiner Türe zu rütteln!"

Rinketinkeltinkel . . .

Er war zwar ein stämmiger Kerl, er hatte soundso oft sein Leben riskiert, in diesem Augenblick aber überlief ihn doch entsetzliches Gruseln, daß er von den Haarwurzeln bis zu den Zehenspitzen eiskalt wurde.

Das währte kurz oder lang — wer vermag die Dauer eines Entsetzens zu ermessen, das einem eine Gänsehaut überlaufen läßt? Dann richtete er sich mit einem Ruck auf, nahm den Browning in die Hand, tastete sich durch das graublaue kalte Mondeslicht bis zur Türe hin, sah, wie die Klinke sich bewegte, und hörte ein unterdrücktes Fluchen sowie den schleichenden Schritt eines Menschen, der vermutlich auf Strümpfen ging.

Dann wurde es vollkommen still; selbst der Chauffeur schien zu lauschen.

Aus Furcht, sich lächerlich zu machen — es konnte ja irgendeiner vom Personal verspätet heimgekommen sein! —, hatte Duporc nicht den Mut, die Türe zu öffnen, um sich davon zu überzeugen, wer hier um halb zwei Uhr nachts umherspukte. Seine lächerliche Überreiztheit ärgerte ihn — schon wollte er wiederum ins Bett steigen, als er plötzlich zum zweiten Male draußen Schritte auf dem Kies vernahm. Leise öffnete er das Fenster.

Niemand!

Nur das Hundegekläff in der Ferne, und in der Garage, am Ende der Auffahrt, Licht.

Seltsam. So war also doch jemand heimgekommen, der ein Auto hatte? Aber von den Wagen des seligen Artur Rondeel war nicht ein einziger unterwegs.

„Alter Idiot!" dachte Nathan Marius und beschimpfte sich so selbst, „du bist ja übergeschnappt! Leg dich schlafen und fang morgen mit ausgeruhtem Hirn von vorne an."

Als er eben das Fenster schließen wollte, sah er, wie im rechten Flügel der Villa plötzlich eine elektrische Krone aufflammte und das Zimmer ganz hell wurde.

Eine Frau schloß die Vorhänge — und nun war es ihm klar, daß Klothilde das hinter dem Reichsmuseum gelegene Stadthaus verlassen hatte und noch so spät nach Aerdenhout zurückgekehrt war.

Schade. Das machte seinen ganzen Plan zunichte. Die Männlein und Weiblein vom Personal würden es natürlich merken, daß die Tochter des Hauses, die nichts durchgehen ließ, ihre Gemächer bezogen hatte — und so war er um die Hoffnung ärmer, sich morgen in aller Frühe ungesehen umschauen zu können.

Der Mann, der pfeifend vor der Tür gestanden und bei ihm einzudringen versucht hatte, das Wesen, das ihm in seiner übermüdeten Verfassung so stark auf die Nerven gefallen war, konnte kein anderer gewesen sein als der Diener, der mit ihr aus Amsterdam gekommen war.

Der Kommissar überlegte, ob er nicht doch lieber aufstehen sollte. Er war schließlich nicht zu seinem Vergnügen hierher gekommen, und außerdem würde in diesem Falle aufgeschoben auch gleich aufgehoben sein! Vorsichtig und leise wie eine Katze erhob er sich, kleidete sich im Lichte des anmutig lächelnden Mondes notdürftig an, zog Beinkleid und Weste an, ließ aber den schwarzen Rock an der Tür hängen — der Überzieher genügte —, und während er noch die Filzpantoffeln anzog, blieb er wartend am Fenster stehen, bis das Licht in Klothildes Zimmer erlosch.

Dann erst öffnete er, ohne sich zu beeilen, mit denselben katzenartigen Bewegungen die Zimmertür, ohne daß ihr Schloß auch nur das leiseste Geräusch von sich gab, und blickte lauernd durch den Korridor.

Der Chauffeur schnarchte so laut, als schnaufte ein vorweltliches Monstrum in den letzten Atemzügen, und der Wind ächzte leise um das Haus.

Sonst nichts — kein Laut.

Duporc schlich vorsichtig an den herausgestellten Schuhen vor den Türen vorbei über den Läufer zu der breiten Wendeltreppe, spähte über die Brüstung hinab und horchte. Nichts. Kein Ton. Das Mondlicht beleuchtete schaurig und beinahe unheimlich die gemalten Fensterscheiben des Treppenhauses.

Er tastete sich weiter, stützte sich mit der Hand auf das runde Geländer, hielt an, sobald eine der Stufen knarrte, schritt dann vorsichtig im ersten Stockwerk durch den Korridor bis zum Schlafzimmer Klothildes, sah sich erst um wie ein Einbrecher, ob auch nirgends etwas Verdächtiges wäre, und traf dann mit dem Licht seiner elektrischen Taschenlaterne die Halbschuhe der Tochter des ermordeten Bankiers.

Erst preßte er das Ohr gegen die Tür, lauschte, glaubte Atemzüge zu vernehmen. Dann betrachtete er mit beinahe unverständlicher Neugier einen der kleinen Schuhe — den spitzen hohen Absatz — die noch fast neue Sohle — und die Nummer 38. Das machte ihm anscheinend solche Freude, daß er lächelte und die Ungeschicklichkeit beging, das hübsche Ding aus der Hand gleiten zu lassen. So zierlich der Schuh war, schlug er nun doch mit einem häßlich-harten Knall auf den gebohnten Fußboden neben dem Läufer.

Schnell löschte Duporc, der sich nun wirklich wie ein Dieb vorkam, die Laterne und schoß mit einem Satz zum Treppenhaus.

Kaum war er um die Ecke, als auch schon Licht im Korridor angedreht wurde und eine Stimme rief: „Ist da jemand?"

Er rührte sich nicht und hielt den Atem an, bis die Türe wieder geschlossen wurde. Erst nach einer Weile schlich er über die Smyrnateppiche im Vestibül, unter der Kuppel mit der riesengroßen Zierpalme hindurch, weiter bis zum luxuriös eingerichteten Arbeitszimmer des Bankiers, einem Erkergemach, das mit seiner Mahagoniholztäfelung und den eingebauten Bücherschränken einen äußerst gediegen-vornehmen Eindruck machte.

Er hatte sich die Lage der Zimmer sorgfältig gemerkt, schloß die Tür sofort hinter sich ab und stand jetzt in der tiefsten Dunkelheit, denn die schmale Spalte in den fest verschlossenen Läden ließ nur zwei fahlgrüne Lichtstreifen durch. Ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, zündete Duporc die große Arbeitslampe auf dem Schreibtisch an. Es war ein wundervolles Stück: ein grinsender Satyr hielt in der einen hocherhobenen Hand eine Fackel, hatte mit der anderen das Haar einer zitternden Waldnymphe gepackt und trieb sie mit seinen muskulösen Beinen wie ein gezähmtes Tier vor sich her.

Mit der Gewandtheit eines berufsmäßigen Einbrechers — war doch die Kriminalpolizei wegen ihres ausgezeichneten Materials bekannt! — schloß Nathan Marius Duporc die oberste Schublade des Schreibtisches auf. Da lag nichts, was die Mühe lohnte. Mit den unteren Türen ging es nicht so flott. In diese paßte kein einziger seiner zwölf seinen Dietriche, und wenn es der Zufall nicht so gefügt hätte, daß der Schlüssel einer Kassette nach einigen Versuchen gepaßt hätte, so würde dieser Besuch zu keinem Resultat geführt haben.

Duporc zog nun den grinsenden Satyr mit der Nymphe zu sich heran und kniete vor den geöffneten Schubfächern nieder. Ihr Anblick verriet einen ordnungsliebenden, wohlsituierten Mann, der für alle seine Bedürfnisse die schönsten Luxusgegenstände gewählt hatte.

Ihm zunächst zur Hand lag ein wunderschönes Kassenbuch in Maroquinleder mit den goldenen Initialen A. R.

Wie ein Verbrecher ließ der Kommissar, der in dieser Stunde unter der Fackel des Satyrs — ohne Kragen, ohne Oberhemd, mit wirrem Haar um das unrasierte Gesicht — wahrlich selber wie ein Spitzbube aussah, das Kassenbuch in der Tasche seines Überziehers verschwinden und wollte gerade weiter Umschau halten, eine offene, mit Briefen gefüllte Schachtel durchsehen, als er zum zweiten Male in dieser Nacht durch Schritte erschreckt wurde, die dicht vor dem Zimmer hörbar wurden.

Mit einem raschen Sprung war er an der Tür, um einen der Messingriegel vorzulegen — zu spät! Er saß noch schlimmer in der Falle als Jaapje Eekhorn am Morgen! Ein riesengroßer Kerl stand vor ihm — er hielt eine Laterne vor sich her, mit der er ihn höchst unnützerweise auch noch beleuchtete, und seine andere Hand ruhte auf einem Futteral, das er an einem Riemen umgehängt hatte.

Diese breitschultrige Erscheinung blickte den überrumpelten Duporc unter dem Schirm einer blauen Uniformmütze an und sprach die bekannten Worte, die der Kriminalkommissar selbst schon so häufig unter gleichen Umständen gesprochen hatte, während der Lauf eines prächtigen Selbstladers höchst beunruhigend zu dem Einbrecher hinüberblinkte:

„Hände hoch!"

„Pardon", begann Duporc, in der Absicht, noch einiges Weitere hinzuzufügen.

„Ich sage: Hände hoch! Und wenn ich es zum dritten Male sagen muß, haben Sie auch schon eine Kugel zwischen den Rippen."

(Fortsetzung folgt.)

Eisenbahnnervosität.

Eine „Krankheit" und ihre Verhütung.

Nicht ohne Grund kennt die deutsche Sprache das Wort **Reisefieber.** Alt und Jung, Groß und Klein werden wenige Tage vor der Reise von einer rätselhaften Unruhe und Nervosität ergriffen, die sich zunächst in harmlosen Formen abspielt. Nur ganz abgebrühte Reisende, nämlich die, denen das Reisen alltäglich geworden ist, wissen sich frei von dieser Gemütsverfassung. Aber bei den anderen, bei der großen Mehrzahl steigert sich diese Ungeduld und Unrast von Tag zu Tag und erreicht ihren Höhepunkt bei dem Verlassen der Wohnung oder beim Betreten des Bahnhofs und Einsteigen in den Zug.

Wie oft ist diese Reisenervosität u. der tragikomische Kampf mit der Tücke des Objekts, der durch sie verursacht wird, Anlaß zu humoristischen Schilderungen gewesen. Wir lesen diese Skizzen mit einem mitleidsvollen Lächeln, wir amüsieren uns köstlich dabei und denken aber stolz: Uns kann so etwas nicht passieren. Wir sind gefeit gegen solch törichte Vergeßlichkeit aus Nervosität, wir stecken den Kofferschlüssel zu uns, wir verlieren nicht das Billett, wir steigen nicht in den falschen Zug. Wir sind so lange stolz, bis uns das nämliche Schicksal ereilt. Wir merken dann, daß auch uns das Reisefieber ergriffen hat, das ganz ähnlich wie das echte Fieber unser Blut in Wallung bringt und uns Dinge vorgaukelt, die in Wirklichkeit nicht bestehen. Wir erledigen dann noch eine Stunde vor Abgang des Zuges Dinge, die ruhig vier Wochen liegen bleiben können, wir steigern uns selbst in unnötige Aufregung, und siehe da, plötzlich ist das Unglück passiert: auch wir haben wie die Helden jener gutmütig belächelten Reiseskizzen den Hausschlüssel in der Wohnung liegen lassen, wir können und können das eben gelöste Billett nicht finden, so daß wir ein Verkehrshindernis an der Sperre bilden, und unsere erste Tat am Bestimmungsort wird sein, den Schlosser herbeirufen zu lassen, der die Koffer gewaltsam öffnet, da leider die Schlüssel nirgends zu finden sind.

Und die Nervosität während der Eisenbahnfahrt selbst! Sie kann sich ganz verschieden äußern und nur wenige Menschen sind frei von ihr. Selbst jener junge Mann dort in der Ecke, der mit dem Gesichte eines Weltreisenden so gelassen sein Buch liest, ist nur scheinbar ruhig. Ein aufmerksamer Beobachter wird merken, daß es mit dem Lesen gar nicht so weit her ist, daß er merkwürdig lange zu einer Seite

braucht; er benutzt jede Gelegenheit, um von dem Buche aufzusehen, er greift nach seinem Koffer, um etwas zu sich zu nehmen, er steht auf, um nach dem Speisewagen zu gehen, er macht sich an seiner Kleidung zu schaffen, er bewundert die Gegend und noch viele Dinge mehr, die beweisen, daß es mit der Konzentration dieses „Weltreisenden" schlecht bestellt ist. Bei den meisten äußert sich die Eisenbahnnervosität darin, daß sie unaufhörlich essen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß von den Reisenden unverhältnismäßig mehr während der Fahrt verzehrt wird, als in derselben Spanne im altgewohnten Milieu. Unaufhörlich raschelt das Stullenpapier, ganze Berge von Schokolade und Obst verschwinden innerhalb kürzester Zeit, und viele suchen ihre Nervosität durch Kettenrauchen zu überwinden. Ein verdorbener Magen ist nicht allzu selten das weniger angenehme Andenken an die Fahrt. Andere können kaum einen Augenblick ruhig auf ihrem Platze sitzen, sie sind der Schrecken des Abteils. Ruhelos wandern sie von ihrem Platze hinaus auf den Gang, von diesem durch den ganzen Zug. Sind sie dann wieder glücklich gelandet, so müssen sie unbedingt ihren Koffer, der natürlich zuunterst liegt, haben, um etwas Wichtiges herauszunehmen. Und das Wichtige entpuppt sich dann als irgendeine Nichtigkeit, die ebensogut im Koffer hätte weiterschlummern können. Wieder andere versuchen es mit einem Schläfchen, aber es will nicht recht gelingen. Immer wieder schrecken sie aus einem Halbschlaf empor, der oft von unangenehmen Träumen begleitet ist. So gibt es wenig Menschen, die es verstehen, sich die Fahrt angenehm zu gestalten und sie nicht als ein notwendiges Übel anzusehen, das man eben über sich ergehen lassen muß.

Und doch müßte es mit einiger Willensanstrengung und mit einem ruhigen Nachdenken gelingen, der Nervosität Herr zu werden. Genügt nicht die einfache Überlegung, daß man statt sich zu Hause in seinem Zimmer oder in dem altgewohnten Café zu befinden, sich in einem fahrbaren Zimmer oder in einem fahrbaren Café aufhält, so kann man zu allerlei Hilfsmitteln greifen, um keine Nervosität aufkommen zu lassen. Man braucht nicht immerzu krampfhaft in ein Buch schauen und sich unglücklich fühlen, wenn es nicht gelingt, die notwendige Konzentration aufzubringen. Der Zwang zu solchem Tun macht erst nervös. Man lasse ruhig die Landschaft, durch die man hindurcheilt, auf sich wirken, freue sich über die friedlich daliegenden Dörfer, und wenn man etwas romantisch veranlagt ist, so gibt es genug Stoff zum Träumen und Spintisieren. Man kann sich ja auch mit den Mitfahrenden unterhalten und muß nicht unnahbar dasitzen wie ein indischer Nabob. Vor allem aber verscheuche man die vorgefaßte Meinung, daß die Fahrt ein unangenehmer Bestandteil der Reise ist, sondern suche aus ihr das Letztmögliche an Angenehmem herauszuholen, das in ihr verborgen liegt.

Versicherung gegen Einbruch!

Eine nicht ganz lustige Geschichte von Ida Bock.

„Man muß sich zu helfen wissen", sagt der Leinen- und Wäschehändler Biehler, als er gegen sechs Uhr abends wie gewöhnlich mit seinem Freund Herzberg von der Firma Herzberg und Co., Tee und Zucker engros, im Kaffeehaus zusammentraf. „Was ist denn los? Du bist ja so vergnügt!" Herzberg sah den Freund ganz verwundert an. „So strahlend habe ich dich weiß Gott wie lange schon nicht gesehen!"

„Mir ist aber auch ein Stein vom Herzen, mußt du wissen! Seit ich übergesiedelt bin und in der stillen Straße im zweiten Stock das Geschäft habe — war ja ein Unsinn, dorthin zu gehen, aber was will man machen bei der Wohnungsnot — werde ich doch die Todesangst nicht los, daß bei mir eingebrochen wird! Ich habe große Lagerräume und — wie man mir sagte — ist die Gegend dort gar nicht sicher."

„Na . . . und?"

„Und nun kann mir nichts mehr geschehen! Ich habe mir durch eine neue Erfindung volle Sicherheit geschafft, zu mir kommt kein Dieb! Die Aha-Gesellschaft m. b. H., eine neue Gesellschaft, versieht nämlich Fenster und Türen mit elektrischen Kontakten, die bei leisester Berührung ihre Wächter alarmieren, die vor jedem durch sie versicherten Haus postiert und mit diesen Kontakten verbunden sind. Berührt einer also nur die Tür, der nicht Bescheid weiß, wird er schon hopp genommen!"

„Das ist ja famos . . . das muß ich mir auch machen lassen! sagte Herzberg. „Sollst du auch! Ist 'n bißchen teuer, die Neuerfindung — aber großartig! Komm' mit . . . ich will gleich mal sehen, ob alles in Ordnung ist, heute funktioniert die Sache zum ersten Male!" Biehler trank hastig seinen Schwarzen aus und erhob sich. Herzberg zögerte: „Und unser Tapper? Gleich wird Bernhard da sein! Ich bleibe hier, bis du wiederkommst und schau' mir die Sache morgen an! Beeile dich aber!"

Biehler lief eilig um die Ecke, trabte die zwei Stockwerke zu seinem neuen Geschäftslokal hinauf. Es war stockfinster, weil nach Geschäftsschluß in dem Geschäftstrakt kein Licht angezündet wurde. Er leuchtete mit seiner Taschenlaterne die Türe ab, drückte das Auge an das Schlüsselloch, bekam aber das Übergewicht und mußte, um nicht zu fallen, sich am Türpfosten anklammern. Im selben Augenblick hörte er eilende Schritte die Treppe heraufkommen, eine Blendlaterne blitzte auf, er fühlte sich gepackt und drei Männer schoben ihn, trotz seines Protestes, vor sich her. All sein Wehren und Versichern, daß er doch selbst der Geschäftsinhaber sei, half ihm nichts: „Das könnte jeder behaupten", sagten ihm die zwei bärtigen Kerle, die ihn auf der Straße vor sich herschoben und endlich in ein Haus drängten, wo sie im Parterre einen finsteren, kalten Raum aufschlossen und den verzweifelten Biehler hineinstießen, nachdem sie ihm vorher seine Brieftasche, Papiere und sämtliche Schlüssel abgenommen hatten.

„Die Aha-Gesellschaft m. b. H. arbeitet prompt", sagte der eine und gab Bieler einen Stoß, daß er fast hinfiel. „Gauner! Da bleibst du, bis morgen früh der Direktor kommt und dich der Polizei übergeben wird!" Die Tür knallte zu. Biehler war allein. Zuerst tobte er, aber dann beruhigte er sich — man mußte sagen, die Leute arbeiteten ausgezeichnet! Der Irrtum muß sich ja morgen aufklären; es war nicht ganz angenehm, hier die Nacht zu verbringen, aber er hatte nun die Gewißheit, daß er wirklich vor Diebstählen vollkommen gesichert war.

Nach einer Weile, Biehler hatte sich in eine Ecke auf die Erde gelegt, fand aber das ungewohnt harte Lager nicht sehr bequem, hörte er draußen Lärm. Es dauerte auch gar nicht lange, da wurde die Tür geöffnet und jemand stolperte über die Schwelle.

„Aber — aber — meine Herren — ich wollte doch nur schauen, was aus meinem Freund Biehler geworden ist", ertönte es kläglich, und darauf ein dröhnendes Lachen: „Jetzt kannst du ja sehen, was dein guter Freund macht, du alter Gauner!"

Bums — die Tür flog zu!

„Herzberg — du?"

„Biehler — um Gottes willen —!"

„Also was sagst du, wie die Aha-G. m. b. H. arbeitet!" sagte Biehler stolz und zog den Freund neben sich in seinen Winkel, an den er schon ein wenig gewöhnt war. „Wirst du dich jetzt nicht sofort auch versichern lassen?"

Herzberg stöhnte: „Wenn sie nur nicht so grob wären, diese achtsamen Wächter! Haben sie dir denn auch Portefeuille und Schlüssel abgenommen?"

„Freilich — da sie uns doch für Einbrecher hielten, war das ihre Pflicht — na, der Direktor wird morgen lachen!" Biehler gähnte herzhaft!

„Ich wollte, es wäre schon morgen!" sagte Herzberg verdrießlich. „Hoffentlich geht der Bernhard nicht schauen, wo ich bleibe und wird als dritter „Gauner" hier abgeladen!"

„Wenn er die Karten mitbrächte, wäre das nicht so übel!" sagte Biehler lachend.

Es ereignete sich aber nichts mehr.

Die Nacht verging recht langsam. Beide fanden, daß so ein Kotter, ohne annehmbare Sitzgelegenheit, ohne Licht und Ofen, nicht gerade reizvoll sei — und als endlich der erste Tagesschein durch ein kleines Fenster fiel, das sie jetzt erst wahrnahmen, suchten sie sich zu orientieren und wunderten sich, daß der Raum vollkommen leer war und mit Schutt und Mörtel angefüllt, einen sehr unbenützten Eindruck machte. Um ihre steifgewordenen Glieder wieder gelenkig zu machen, standen sie auf, gingen hin und her und Biehler legte im Vorbeigehen die Hand auf die Türklinke — die nachgab! Sie standen in einem Hausflur, bemerkten ein offenes Tor, traten hinaus und standen vor einem eingerüsteten, baufälligen vollkommen unbewohnten Haus in einer ihnen ganz fremden Straße.

Nun wurde es Biehler doch höllisch unheimlich zumute. Sie liefen atemlos, sich mühsam orientierend, in der ihnen völlig fremden Gegend zu einem Haus, das Haustor stand schon offen, es war mittlerweile fast sieben Uhr geworden. Mehr tot als lebendig hastete Biehler voraus die Treppe hinauf, stieß die angelehnte Tür seines Geschäftes auf — und stand in seinem vollkommen ausgeräumten Lager. Der Geldschrank war aufgeschlossen — sein Schlüsselbund steckte friedlich im Schloß — sonst aber fand sich nichts mehr darin vor. Die Aha-Gesellschaft m. b. H. hatte wirklich außerordentlich gründlich gearbeitet, denn als Herzberg, böser Ahnungen voll, nach seinem Hause stürmte, bot sich ihm das gleiche Bild: auch seine Schlüssel hatten den raffinierten Gaunern die Sache leicht gemacht!

Einen Teil der gestohlenen Sachen konnte die Polizei zustande bringen und — den genialen Erfinder der Sicherheitskontakte und Direktor der Aha-Gesellschaft m. b. H. erwischte man auch! Was half das aber dem armen Biehler, der nun melancholisch darauf wartete, daß nun erst recht

bei ihm eingebrochen würde, da es einmal schon so gut gelungen war.

Die Kartenpartie Biehler u. Herzberg hat sich auch zerschlagen. Herzberg kann die Nacht im Kotter nicht vergessen und weicht Biehler aus, der ihn immer wieder daran erinnert.

„Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege".

In England vor 350, in Deutschland vor 250 Jahren.

Zeitungen gibt es schon sehr lange, die ersten Ansätze finden wir zu Cäsars Zeiten in der „acta diurna", viel später tauchen dann im 14. Jahrhundert zu Venedig, im 16. zu Frankfurt, Augsburg, Straßburg und Köln die handschriftlich hergestellten Briefzeitungen der sogenannten Avisenschreiber auf, um wenige Jahrzehnte darauf den gedruckten Blättern Platz zu machen. Die erste sechsmal wöchentlich erscheinende Zeitung war die „Leipziger Zeitung" im Jahre 1660.

Anfangs enthielten die Blätter nur Nachrichten verschiedener Art, erst im Laufe der Jahre kam man darauf, auch Familien- und Geschäftsangelegenheiten verkünden zu lassen. So bürgerten sich die Geburtsanzeigen, Todes-, Hochzeits-, Kindtaufmeldungen und schließlich auch die Annoncen der Geschäftswelt ein. Die ersten Reklamen *findet man 1612 in einigen Pariser Blättern, während man in Deutschland derlei Dinge viel später aufnahm.*

Am längsten ließ das Heiratsgesuch auf sich warten, 300 Jahre gab man schon Zeitungen heraus, ehe einer auf den Gedanken kam, auf diese Weise eine Frau zu suchen. Vielleicht hatten andere bereits früher die Idee, aber man wagte sich damit nicht so recht heraus. Ein Engländer war es — wer hätte das gedacht? —, der den Anfang machte und im Jahre 1768 in einer Londoner Zeitung verkündete, daß er schnellstens eine Frau brauche und daß sich melden möge, wer Lust habe, ihn zu freien.

Anfangs inserierten nur Männer, und auch in Deutschland mußte ein Mann vorangehen. Ein Hamburger ist es gewesen, der in dem dortigen „Relations Courier" eine Annonce losließ mit der Überschrift: „Ein junger Mann mit Vermögen sucht eine Gattin."

Die Epistel war vier Spalten lang (was würde das heute kosten?) und erschien 1792. Ob der junge Mann eine Frau bekommen hat, weiß man heute natürlich nicht mehr, aber es ist anzunehmen, denn das Gesuch ist sicher beifällig aufgenommen worden, wie die große Zahl von Heiratsannoncen bewies, die es im Gefolge hatte. Immer mehr bürgerte es sich ein, auf „diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" nach dem jeweiligen Ehegatten zu suchen. ja, sogar die jungen Damen fanden sehr bald heraus, daß man auch so zu einem Manne kommen könne. Im Jahre 1810 konnte man in einer Leipziger Zeitung folgendes lesen:

„Vier honette, sehr schöne junge Mädchen guter Erziehung vom Lande, von welchen jede sofort 3000 Gulden Mitgift erhält, wünschen in einer größeren Stadt durch Heirath eine Versorgung zu finden.

Nicht unter 40 Jahre alte und mit keinem Leibesgebrechen behaftete Subjekte können schriftliche Erkundigungen einziehen unter der Aufschrift „Suchet, so werdet ihr finden". Daß strengstes Stillschweigen beobachtet wird, versteht sich von selbst."

Die Männer wurden also zwar als Subjekte, doch immerhin noch als solche und nicht als Objekte behandelt. Es gab dann später eine Zeit, in der man die Heiratsanzeigen unanständig und unpassend fand, doch diese Zeiten sind längst vorüber. Früher suchte man auch vielfach die gegenseitigen Vorzüge, die man besaß oder wünschte, genau zu illustrieren, auch das hat sich geändert. Heute geht alles im Telegrammstil, Tempo, Tempo, auch beim Heiraten, ist die Devise. Jede Zeit hat ihre eigenen Methoden, im Grunde ist es ja auch gleichgültig, wie man sich kennenlernt und wie lange es gedauert hat, die Hauptsache ist, daß man zueinander paßt.

Cubert.

Auch reife Damen tragen kurze Röcke.

Gibt es für eine Frau etwas Beglückenderes, als von jemandem, der nicht ihr Liebhaber ist oder es werden will, für zehn Jahre jünger gehalten zu werden als man ist? Ich glaube, die meisten Frauen würden dieses Erlebnis dem Besitze eines echten Chinchillapelzes ohne jedes Zögern vorziehen!

Besagtes Glück erfuhren neulich zwei Duisburger Damen. Sie gingen zusammen in ein Kino und kauften sich irgendwelche Eintrittskarten. Sie waren noch nicht auf ihren Plätzen — es war mitten in der Vorstellung —, als bereits ein Angestellter wie ein Wolf hinter ihnen herstürzte und sie energisch ersuchte, sofort das Theater zu verlassen. Die Damen protestierten natürlich und man verlegte den Schauplatz zur Unterhaltung zunächst einmal ins Privatbüro des Geschäftsführers. Hier erklärte der Angestellte, daß Mädchen unter 18 Jahren das Kino nicht zu besuchen hätten, und die beiden Damen da seien bestimmt noch nicht so alt. Sie trugen ganz kurzgeschnittene Bubenköpfe und Röckchen, die die Schönheit ihres Knies voll zur Geltung brachten. Die Damen erglühten wie ein Sonnenaufgang, öffneten ihre Handtaschen und wiesen sich als Ehefrauen, Mütter diverser Kinder aus, die eine von achtundzwanzig, die andere von zweiunddreißig Jahren. Der Angestellte entschuldigte sich — und eine der Damen schrieb sich seinen Namen auf. — Der arme Mann hatte gedacht, daß man sich bei der Direktion über ihn beschweren würde und verbrachte eine unruhige Nacht. Wie erstaunt war er aber, als er am nächsten Vormittag einen wundervollen Schlemmerkorb mit zwei Flaschen Sekt zugeschickt bekam, anonym natürlich, aber mit dem Vermerke: „Von zwei Damen, denen Sie die stolzeste Stunde ihres Lebens verschafft haben."

Bunte Chronik

* **Wenn Hausfrauen streiken!** ... Die Hausfrauen von Wichita, einer Stadt in dem amerikanischen Staate Kansas, haben durch eine eindringliche Demonstration gezeigt, daß sie nicht gewillt sind, sich alles gefallen zu lassen und daß auch sie verstehen, ihren Ansprüchen, wenn es not tut, durch einen Streik den erforderlichen Nachdruck zu verschaffen. Die Gasanstalt war es, gegen die sich der Zorn der braven Bürgerinnen von Wichita richtete. Diese hatte nämlich kürzlich die Preise für Leucht- und Brenngas erhöht und die Hausfrauen erklärten nun klipp und klar, daß ihnen diese Maßnahme durchaus nicht gerechtfertigt erscheine und ihre Geldbeutel viel zu sehr belaste. Nun stand ihnen wohl der Weg offen, eine Eingabe zu machen, in der ihre Gründe dargelegt wären, aber dieser Weg, der erst mehrere behördliche Instanzen hätte passieren müssen, schien ihnen reichlich umständlich zu sein und nicht sicher Erfolg versprechend. Darum faßte der Hausfrauenklub, dem die meisten Hausfrauen der Stadt als Mitglieder angeschlossen sind und der in allen Angelegenheiten ihre Interessen vertritt, den Beschluß in den Streik einzutreten. Dieser Beschluß wurde durch Flugzettel bzw. durch telephonische Verständigung allen Mitgliedern mitgeteilt und mit seltener Einmütigkeit haben sich alle an der Demonstration beteiligt; in mehr als 15 000 Häusern der Stadt wurde an diesem Tage keine Gasflamme angezündet, man half sich mit Spirituskochern und mit Konserven aus. Nur einige Familien, in denen kranke Personen oder kleine Kinder waren, erhielten Streikdispens, doch auch hier achteten die Hausfrauen sehr darauf, daß möglichst wenig Gas verbraucht wurde. Gegenüber der geschlossenen Haltung ihrer besseren Ehehälften konnten auch die Männer nichts ausrichten und mußten einmal auf das warme Mittagessen verzichten und sich mit einem kalten Picknick begnügen, was sie ja schließlich wahrscheinlich auch ganz gerne taten, in Anbetracht dessen, daß die Aktion der Frauen, wenn sie Erfolg hatte, schließlich auch ihren Taschen zu gute kam. Auf den Erfolg hoffen alle Interessenten bestimmt, nachdem die Demonstration als durchaus gelungen bezeichnet werden kann.

Lustige Rundschau

* **Der schwerhörige Großpapa.** Lilli schreibt einen Brief an Großpapa. „Warum machst du denn so große Buchstaben?" fragt die Mama. — „Weil der arme Großpapa doch so schwerhörig ist."

*

* **Café.** Max hat sein ganzes Geld verloren. — In Staubsaugern. „Den Rest meines Geldes werde ich zum Kauf eines Cafés verwenden." — „Eines Musikcafés?" — „Nein. Einer Tasse Kaffee."

*

* **Richtige Folgerung.** Die kleine Ursula betrachtet erstaunt ihre Mutter, die sich gerade einen Bubikopf hat schneiden lassen, und richtet an sie die Frage: „Mutti, dann trägst du im Sommer wohl auch Wadenstrümpfe?"

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.